

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Carla Guelfenbein**

**Die Frau unsers Lebens**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

I

*Dezember 2001*

9

II

*Sommer 1986*

41

III

*Zurück*

201

Zwei Männer ließen Antonios Sarg in die Grube hinab und bedeckten ihn mit Erde. Clara pflückte eine Blume und warf sie ins Grab. Ich wollte sie umarmen, aber etwas an ihr hielt mich zurück. Besser gesagt, alles an ihr hielt mich zurück. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, um dem Drang zu widerstehen. Der Wind frischte auf, in der Ferne begann der See Wellen zu werfen. Ein Blitz kündigte das Gewitter an. Wir stiegen den Hang hinab, auf einem von Efeu überwachsenen Pfad, Clara vorneweg, mit erhobenem Kopf und unerforschlicher Miene. Ohne den Regen hätte man uns wahrscheinlich für Ausflügler gehalten. Ich ging langsamer, um mich von den anderen zu lösen. Hätte jemand mein Schweigen durchbrochen und mich gefragt, warum ich hier sei, hätte ich ihm nicht sagen können, dass Antonio der beste Freund war, den ich je hatte, dass wir uns vor fünfzehn Jahren verraten und seitdem nicht mehr gesehen hatten.

Hinter einer Wegkehre blieb unsere kleine Gesellschaft stehen. Clara drehte sich um und schaute mir in die Augen. Den ganzen Tag hatte ich darauf gewartet, dass sie mich wahrnahm, aber in dem Moment wusste ich nichts anzufangen mit diesem Blick. Wenige Sekunden nur, dann ging sie weiter. Kaum hatte sie ein paar Schritte getan, quoll ihr etwas Gelbliches aus dem Mund. Ihre Mutter versuchte noch, sie zu stützen, während wir anderen verdutzt dastanden und zusahen, wie Clara in den Matsch fiel. Ich hätte nie gedacht, dass etwas so weh tun kann.

Drei Tage vorher hatte ich ein Flugzeug nach Chile genommen. Es war das erste Mal, dass ich in Antonios und Claras Land reiste. Als Reporter hatte ich öfter die Gelegenheit gehabt, aber jedes Mal drückte ich mich und schaffte es, den Erinnerungen aus dem Weg zu gehen. All die Jahre hatte ich mir den Kopf mit unmittelbareren Erlebnissen vollgeschlagen. Doch eine einzige kleine Geste genügte, und meine Entschlossenheit fiel in sich zusammen. Eine Geste, der ich machtlos gegenüberstand wie einem Naturereignis. Ich begriff es, kaum dass ich ihn hörte, plötzlich am Telefon, nach fünfzehn Jahren, Antonio mit seiner drängenden Stimme.

»Theo, weißt du nicht mehr, wer ich bin?«, fragte er, als ich schwieg.

Bald hatte sich meine Verwirrung so weit gelegt, dass ich die üblichen Fragen stellen konnte. Und während ich ihm zuhörte, kamen die Erinnerungen auf schneidenden Schwingen herbeigeflogen, klar wie am ersten Tag. Einmal wollte ich schon auflegen, tat es aber nicht. Vielleicht aus Höflichkeit, vielleicht aus Neugier, oder es war meine Schwäche, die mich zurückhielt. Ich hörte nicht nur weiter zu, ich nahm auch seine Einladung an, die Weihnachtstage in Chile zu verbringen.

Ich war drauf und dran, mich zu rechtfertigen und ihm zu sagen, dass das Fest ohnehin vor der Tür stand und ich dann wahrscheinlich allein sei. Rebecca, die Mutter mei-

ner Tochter Sophie, hatte mir ein paar Tage vorher eine Mail geschickt und mit Hunderten von Wörtern, wo zehn genügt hätten, erklärt, dass Sophie dieses Jahr Weihnachten nicht bei mir in London verbringen könne. Russell, der wohlhabende Texaner, mit dem sie in Jackson Hole lebte, feiere seinen sechzigsten Geburtstag. Es sah ganz so aus, als würde mein Weihnachtsfest zu einer winterlichen Reise durch die kläglichsten Aspekte eines Lebens als Single.

Ich sagte ja, ohne zu überlegen oder die Folgen zu bedenken, ohne mich zu fragen, warum Antonio mich nach all diesen Jahren ans Ende der Welt einlud, wie er es nannte. Ich sagte ja, ohne mich an die Mühe zu erinnern, die es mich gekostet hatte, das alles zu vergessen, ohne mich auch nur zu fragen, ob Clara auch da sein würde.

\*

Zwei Wochen später schloss ich meine Wohnungstür und reiste nach Chile. Im Flugzeug trank ich gleich ein paar Whiskys und nahm eine Schlaftablette. Nach einem Zwischenstopp in Santiago landete ich an einem Nachmittag in Puerto Montt. Es war der 24. Dezember. Während ich am Gepäckband auf meinen Koffer wartete, wurde mir klar, dass die Heftigkeit, mit der mir das Herz durch die Brust jagte, einen Grund hatte. Ich war nicht vorbereitet auf das, was mir bevorstand. Nicht auf die Begegnung mit Clara und noch weniger darauf, sie zusammen zu sehen. Warum hatte Antonio sie nicht erwähnt?

Als ich sie kennenlernte, war sie erst zwanzig gewesen. Jetzt, fünfzehn Jahre später, war ihr Körper einer Tänzerin noch der gleiche, nur ihre sanften Züge waren gereifter,

ausgeprägter. Ich umarmte sie höflich. Alle Gefühle waren aus meinem Körper gewichen, ein Schutz gegen die Lächerlichkeit.

»Ich kann es kaum glauben, dass du da bist«, sagte sie und zog mich an sich.

Antonio klopfte mir auf die Schulter, und wie aus einem Impuls heraus umarmte er mich. Wir besahen uns, erforschten uns, wünschten uns mehr oder weniger bewusst, es möge der andere sein, an dem die Zeit die tieferen Spuren hinterlassen hatte. Antonio war immer noch eine imposante Erscheinung. Zwar hatte er nicht zugenommen, doch eine gewisse Schwere in seinen Bewegungen deutete auf ein gesetztes Leben.

Wir stiegen in einen Pick-up und sprachen während der Fahrt von meinem Flug, von dem Ort, zu dem wir fuhren, und wie angenehm es doch war, die Feiertage fern der Stadt zu verbringen. Clara saß auf dem Rücksitz. Als ich mich zu ihr umdrehte, blitzte die Abendsonne auf ihrer dunklen Brille, und ich konnte ihre Augen nicht sehen. Bei der ersten Gelegenheit erzählte ich ihnen von meiner Tochter. Ich zeigte ihnen sogar ein Foto von Sophie. Ich musste es tun. Beide sollten wissen, dass ich nicht allein auf der Welt war. Außerdem wollte ich gleich die Karten auf den Tisch legen und wünschte mir, sie täten es auch. Doch nichts von dem, was Antonio sagte, gab mir eine Vorstellung von ihrem Leben oder davon, was sie heute verband. Er erzählte scheinbar unbedeutende Anekdoten und verlor sich in Einzelheiten, an denen er seine Freude zu haben schien, die für mich aber keinen Sinn ergaben. Es war, als beträte ich ein Labyrinth, ohne einen Faden, der mich wieder herausführte. Derweil schien Clara, ein

stilles Lächeln auf den Lippen, meine Verwirrung zu genießen, die Fallen, die Antonio mir wie Minotaurus stellte, um mich, seine Beute, zur Verzweiflung zu bringen. Seit ich sie im Flughafen gesehen hatte, folgte ich jeder ihrer Bewegungen, wartete nur darauf, dass ihre Körper sich berührten, dass ein Blick mir verriet, welcher Art ihre Beziehung war. Immerhin erfuhr ich, dass Clara das Tanzen aufgegeben hatte und nun Kinderbücher schrieb und illustrierte. Ich musste an die vielen Zeichnungen in ihrem roten Tagebuch denken, das sie immer bei sich gehabt hatte.

Die Straße wurde zu einer kaum befestigten Piste, einem Auf und Ab durch eine Hügellandschaft mit Wäldern und Wiesen. Die Sommerhäuser verschwanden und wichen einer Hütte hier und da, aus deren einzigem Fenster uns ein dunkles Augenpaar vorbeifahren sah. Nach unzähligen Kurven und Steilstücken kamen wir auf eine Anhöhe, wo ein kleines Holzhaus stand. Unter uns sah ich den blauen Spiegel eines Sees.

Wenn Antonio mich zu seinem Refugium brachte, dem Ort, den er mit Clara teilte, wollte er sich vielleicht an mir rächen, ging es mir durch den Kopf.

Im Haus erwarteten uns Marcos, ein alter Freund von Antonio, den ich in London kennengelernt hatte, und Pilar, seine Frau. Sie waren in fröhlicher Stimmung, offenbar hatten sie schon vor einer Weile mit dem Weihnachtsfest begonnen. Das Haus war nicht sehr groß, auch wenn die Fensterfront, die zum See und zu den Hügeln hinausging, einem das Gefühl von Weite gab. Gewöhnt an die schmalen Fenster der englischen Landhäuser, war mir diese plötzliche Offenheit fast unangenehm. Ein Sofa mit allerlei

bunten Kissen dominierte das Wohnzimmer. An einer Wand hing das Blatt eines Flugzeugpropellers.

Marcos stürzte mit einer so unbeherrschten Bewegung auf mich zu, dass er beinahe das Gleichgewicht verlor. Mit seinem lässig über die Schulter geworfenen Pulli, der gebräunten Haut und dem vollen grauen Haar hatte er etwas von einem gereiften Gigolo, ganz anders als der Revolutionär, den ich in London kennengelernt hatte.

Kurz drauf zeigte Antonio mir mein Zimmer. Nur ein Bild hing in dem Raum: ein Stich, Darwin im Gespräch mit den Eingeborenen Patagoniens. Zwei ovale Spiegel an den Türen eines Schrankes spiegelten unsere Körper. Während ich ein paar Sachen aus dem Koffer nahm, setzte sich Antonio aufs Bett und schaute aus dem Fenster.

»Ich weiß nicht, warum ich mir das immer vorgestellt habe«, sagte er.

»Was vorgestellt? Den Ort hier, unser Treffen?«, fragte ich verwirrt.

»Bestimmt habe ich dir einmal das Gedicht von Horaz vorgelesen, das er an seinen besten Freund schrieb. Darin erzählt er von einem Ort, Tibur, wo er im Alter einmal zur Ruhe kommen will. Erinnerst du dich?«

»Ja, zum Teil. *Würdest du mich nach Gades begleiten ...*«

»*Nach Kantabrien, zu den wilden Syrten ...* Ans Ende der Welt. Erinnerst du dich an den Schluss?«

»Ehrlich gesagt, nein.«

»*Dort wirst du die warme Asche deines Dichterfreundes einst mit schuldigen Tränen netzen.*«

»Du und deine Klassiker. Du hast dich kein bisschen verändert«, sagte ich.

Er lachte schallend, stand auf und umarmte mich.



»Zum Glück, meinst du nicht? Auf dass manche Dinge sich niemals ändern«, sagte er und machte ein zufriedenes Gesicht.